

Krieg und die bittere Notwendigkeit in Bezug auf unsere Kriegskosten von uns fordert, so geringfügig es auch scheint im Vergleich zu den übrigen Opfern an kostbarem Blut und Leben, das ist tatsächlich von einer entscheidenden Bedeutung jetzt und allezeit, das ist schon längst vor dem Krieg ein Gebot der leiblichen und seelischen Gesundheit und der sittlichen Tüchtigkeit gewesen; das sollten wir nicht bloß jetzt unter dem grimmigen Befehle des Krieges halb widerwillig leisten, das sollte aus inneren und lebendigen Motiven heraus zu einer Norm des Volksgewissens werden auch für die kommende Friedenszeit. Alle gutmeinenden Volksführer und Volkserzieher und alle wahrhaften „Seelenforger“ müssen ein Interesse an der Durchführung dieser gesunden Ernährungsregeln haben. Denn ein Volk, das in seiner Ernährung der Weichlichkeit und Üppigkeit verfallen ist, das nicht aus grundsätzlicher Kraft heraus einfach, geordnet und mäßig lebt, das wird auch seinen Idealen und besonders den Idealen des Christentums wenig Empfänglichkeit und Bereitschaft entgegenbringen.

B. Rippert S. J.

Der Christusglaube im Felde.

Es war ein Offizier der galiläischen Tetrarchie, dessen Glaube vom göttlichen Heiland über den Glauben ganz Israels gestellt wurde und der für seine Ehrfurcht vor dem Herrn, sein Vertrauen zu ihm so schöne Worte fand, daß die Kirche sie ihm bis heute vor jeder Kommunion nachspricht. Ein römischer Offizier erkannte und bezeugte mitten in der Schmachwolke des Kreuzes die Gottessohnschaft des von ihm bewachten Toten. Wiederum ein römischer Offizier stand an der bedeutungsvollen Wegstelle, wo das Apostolat Jesu Christi aus der Enge des jüdischen Landes hinaus die Wendung in die große Welt aller Völker nahm. So stehen Soldaten ehrenvoll in der Werdezeit des Christentums.

Von den Kriegern unserer Tage hingegen haben unlängst einige behauptet, die Jesusgestalt wäre bei ihnen verschwunden, und es wäre hieraus bereits zu schließen, daß das Christentum als etwas Überlebtes zu gelten, die neue deutsche Religion aber von ihm abzusehen habe. Diese Behauptung und damit diese Schlußfolgerung sind falsch.

Jesus sprach beim letzten Abendmahl: „Tut dies zu meinem Andenken!“ Jedermann weiß, mit welchem Eifer die große Überzahl der Soldaten seine Mahnung befolgt hat. Da sie ohne den Heiland nicht in den schweren Kampf ziehen wollten, stürmten sie auf eine Weise, die selbst bei großen Volksmissionen unerhört war, die Kommunionbänke der Kirchen, ja riefen das Sakrament in die Kasernen und auf freie Plätze. Draußen im Felde hatten die Priester nicht selten Mühe, die Speisefässer gefüllt zu halten: so zahlreich waren die Kommunizierenden. Man teilte das Sakrament aus an feuernden Batterien, wo die Kanoniere einander für Minuten ablösten, und in beschossenen Schützengraben, wo die lehmbedeckten, blutbespritzten Krieger gebückt hinter der Deckung daherschlichen. „Ich hatte das Glück, wieder einmal zu kommunizieren“ — wie oft liest man das in den Soldatenbriefen, oft auch: „wieder einmal einer heiligen Messe beizuwohnen“. So begingen die Katholiken in allen Teilen der gewaltigen Armee, zu allen Zeiten des langen Feldzuges das Gedächtnis des Heilandes, den

sie mit Gottheit und Menschheit, mit Fleisch und Blut im Altarssakramente gegenwärtig wußten und mit gebeugten Knien anbeteten. Aber auch bei den Protestanten wird von ungewöhnlichem Zubrang zum Abendmahl berichtet.

Zur sakramentalen Erinnerung an den Christus der Glaubenslehre kam die festliche im Kirchenjahr. Wie hätten die Soldaten Weihnachten 1914 schöner feiern können? Daß sie des göttlichen Kindes über den Geschenken ja nicht vergäßen, lasen sie einander am Christbaum das Weihnachtsevangelium vor und sangen die lieben, alten Lieder von der Rose, die aus der Wurzel Jesse entsprang, und von der stillen, heiligen Nacht, da Christ, der Retter, kam. Ostern ward ihnen, da sie an so vielen Gräbern standen, mehr als je das Fest der todbefiegenden Christenhoffnung. Herz-Jesu-Fest und Herz-Jesu-Andacht, aus denen gleichfalls die ganze, ungebrochene Christologie widerstrahlt, wurden namentlich bei den braven Tirolern sehr vielfach und mit Wärme genannt. Schon beim ersten Auszug brachte ein Tiroler Regiment am Eisenbahnzug neben dem Bilde des Kaisers ein großes Herz-Jesu-Bild an mit der Aufschrift: „Unser Bundesherr“, und wieder, als es nach Pfingsten gegen den neuen Feind ging, flatterten an Lokomotiven Herz-Jesu- und Muttergottes-Fahnen. Ja, auch die Muttergottesverehrung muß hier genannt werden; denn der menschengewordene Gott und seine Mutter sind eins. Die Tapfern und Starken, die zur Maienzeit Sträuße an die Marienbilder brachten und die, auf Posten und in Unterständen den Rosenkranz betend, des Lebens des Herrn und seiner Mutter gedachten, sie sagen uns, daß ihnen keineswegs das „Jesusbild verblaßt“ war.

Man muß allerdings die Erwähnung Christi nicht dort suchen, wo sie nicht zu erwarten ist. Das Weltgeschehnis des Krieges, die Vorsehung, die die Völerschicksale lenkt, das Vertrauen, das dem Gebet um Sieg und Frieden zu Grunde liegt, haben nach der Lehre von den trinitarischen Zueignungen Beziehung zunächst zum Vater, von jener Lehre abgesehen zur Gottheit überhaupt. Christus aber ehren wir vor allem als Erlöser und Mittler, wenn wir auch wissen, daß er als Gott Schöpfer, Erhalter und Lenker der Welt, und auch als Mensch nach großen, aber dem gewöhnlichen Christen oft fernerliegenden Gedanken König, Regierer und Richter der menschlichen Geschichte ist. Es spricht darum nicht ohne weiteres für einen Rückgang des Christenglaubens, wenn man in dem, was die äußere Seite des Krieges ausmacht, sich weniger an Christus als an Gott im allgemeinen wendet, wenn darum auch die Kriegsdichter, obwohl nicht ausnahmslos, wie irrig behauptet wurde, von Christus absehen. Man muß auch wohl beachten, daß einfache Leute, wie es christologisch recht ist, zwischen „Gott“ und „Christus“ nicht sorglich scheiden, sondern unbedenklich eins für das andere setzen. „Mein Gott und Heiland hat mich beschützt.“ — „In der Kraft des Heilandes ging ich kaltblütig vor.“ — „Das Herz Jesu schützt den Tiroler Adler.“ Dabei soll nicht in Abrede gestellt sein, daß das anderwärts geübte ängstliche Abwägen zwischen Christus und göttlichem Allmachtswirken mit der in gewissen Kreisen herrschenden Bezweiflung der Gottheit Christi zusammenhängt und in den Schriftendmälern einer glaubensinnigeren Zeit sich nicht findet.

Soweit es sich aber um Dinge handelt, die wir am fleischgewordenen Wort zunächst zu verehren pflegen, bemerkt man bei der Prüfung der Feldbriefe sofort, daß die Christuserinnerung, die wir vorher feststellen konnten und die sich auch bei den besondern Erlebnissen und Bedrängnissen des Soldatenlebens äußerte, sie alle gelegentlich zum Gegenstand nahm. Gegenteilige Bemerkungen in mehreren Heften der „Tat“, auch die öfters, noch kürzlich in der „Vossischen Zeitung“ (Nr 343, 8. Juli 1915) wiederholte, das religiöse Erleben des Krieges weise Abwesenheit der dogmatischen Religion auf, können nur auf lückenhafter Kenntnis der Tatsachen beruhen.

Das Beispiel und die Liebe des göttlichen Dulders tröstete unermessliches Leid. Die Frau eines gefallenen Lehrers schreibt: „Mein lieber Mann ahnte wohl, was seiner wartete: wie bitter war der Abschied! Aber er litt alles im Hinblick auf den Ölberg, um Gottes willen.“ Ein Bayer in den winterlichen flandrischen Gräben denkt an den Kreuztragenden beim Herbeischleppen des Befestigungsmaterials: „Wir kommen schon oft daher, wie unser Herrgott auf den Kalvarienberg stieg!“ Dürstende, schmerzgepeinigte Verwundete schneiden Trostworte ab: „Unser Herrgott hat noch mehr gelitten: soll ich nicht auch etwas leiden?“ Aber auch ein mutiger Schwabe nach Empfang des Eisernen Kreuzes: Es soll mir „ein Fingerzeig sein nach oben und eine ernste Mahnung, denjenigen nicht zu vergessen, der einstens am Kreuze für uns gestorben ist“.

Auch die gesprochene Lehre des Heilandes begleitete die Soldaten. Unzähligemal wurde sein schönes Wort wiederholt, daß niemand eine größere Liebe hat, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde. Christi ganze Lehre vom Kreuztragen, vom Verlieren des Lebens, damit man es gewinne, vom Sterben des Weizenkorns, damit es hundertfache Frucht bringe, von der Nachfolge des Menschensohnes zum Tod und zur seligen Unsterblichkeit ward ihnen ja greifbare Tatsache wie nie zuvor. Wenn einige sich mit Zweifeln quälten, wie nun das dem „Bösen-nicht-Widerstehen“ der Bergpredigt zu nehmen sei, und deshalb von einem Moratorium der christlichen Gebote redeten, so war das nur die Schuld derer, die ihnen in Friedenszeiten den Unterschied von Geboten und Räten im Christentum geleugnet, die Bedingungen zur Befolgung der Räte und insbesondere die Unbefugtheit der Staatsgewalt, auf Kosten der Bürger die Räte zu beobachten, nicht erläutert, auch den Herrn selbst nur als einen Ausbund passiv weicher Schwäche, nicht als den glühenden Eiferer für Wahrheit und Recht, den starken Kämpfer bis zum blutigen Tod hingestellt hatten.

Die häufig zu Tage tretende Überzeugung, daß im Kampfe nichts wertvoller ist als das Bewußtsein des Friedens mit Gott, fand in jugendlichem Soldatenmund den kräftigen Ausdruck: ein Soldat ohne Glauben an die Erlösung sei nichts. Hohe Freude äußerten die Briefe oft, wenn es gelungen war, vor dem Gefechte der sakramentalen Losprechung, wenn auch nur der gemeinsamen, teilhaftig zu werden; die Kampfbereiten sprachen dann: Nun sollen sie kommen, unsere Seele ist in Ordnung. Der Name Jesu lag auf den bleichen Lippen der Sterbenden. Ein mit dem Tode ringender Offizier nimmt das Kreuz von der Wand neben sich und küßt es mit so rührender Reue, daß alle Kameraden des Saales

ergriffen nach den Sakramenten verlangen. Ein junger Krieger, in dem der Abschied vom blühenden Leben und von den fernen Lieben heftige Stürme erregt, wird ruhig und stirbt in dem Gebete: Jesus, mein Heiland!

Das Kreuz pflanzen die Soldaten ihren toten Brüdern auf die Gräber, indem sie ausdrücklich versichern, daß im Schlachtfeld keiner ein Feind des Kreuzes geblieben sei. Mögen trotzdem manche ohne Christus aus dem Felde gehen, wie sie hinausgingen, im ganzen war der Heiland, nicht freilich der entnervte der liberalen Theologen, sondern der göttliche, heldenmütige des Glaubens der Väter, in den mächtigen Heeren eine Macht. Karl Busse läßt in der hübschen Skizze „Trittschen“ (Österreichische Rundschau, Sondernummer: „Liebesgaben aus dem Deutschen Reiche“ S. 28) seinen Verwundeten sagen: „Mit dem ‚Faust‘ bin ich ausgezogen, mit dem ‚Neuen Testament‘ bin ich heimgekommen.“ Freudiger bekennen wir alle angesichts der Beispiele und der Erzählungen der Soldaten: „Und an Jesus Christus, seinen eingebornen Sohn.“ Otto Zimmermann S. J.

Katholische Jugendfürsorge-Tagung in München, 5.—7. Juli 1915.

Das katholische Bayern hat schon seit Jahrzehnten sich einen hervorragenden Platz im Erziehungsweisen gesichert. Allgemein bekannt ist Donauwörth mit seinem rührigen Verlag von Auer, der pädagogischen Monatschrift „Pharus“, dem Erziehungsinstitut Cassianeum. Auch in den jüngsten Bestrebungen der Jugendfürsorge im engsten Sinne, der Sorge für die gefährdete Jugend, stellte Bayern hervorragende Kräfte. So wurde durch seine literarische Tätigkeit Landgerichtsrat Rupprecht-München, früher Jugendstaatsanwalt, weit über die Landesgrenzen hinaus zum Führer. Das Organ des Münchener Caritasverbandes „Bayrische Caritas-Blätter“ unter der Schriftleitung von Professor Dr. Ph. Friedrich trat frühzeitig in den Dienst der Bewegung. Männer der praktischen Arbeit, wie der Verfasser der Schrift „Wie leisten wir praktische Arbeit in der Jugendfürsorge?“ Stadtpfarrer Dr. Alfred Winterstein, kamen hinzu. Man begann mit der Schaffung von Diözesan-Jugendfürsorge-Vereinen, so zu Würzburg, Februar 1911. Schon im September 1912 konnte auf der Jugendfürsorge-Konferenz in Nürnberg, die in Verbindung mit dem 17. allgemeinen Caritastag stattfand, der „Bayrische Landesverband katholischer Jugendfürsorge-Vereine und Fürsorge-Erziehungsanstalten“ gegründet werden. Die Organisation ist in allen acht bayrischen Diözesen durchgeführt. Es bestehen demnach acht Diözesanvereine mit Ortsgruppen in den einzelnen Gemeinden. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist, daß mehrere Geistliche hauptamtlich für die Arbeiten der Diözesanvereine bestellt wurden. Es war dadurch der Grund zur Lebensfähigkeit des Geschaffenen gelegt. Der Verband wird seit der Gründung von Domkapitular Dr. M. Buchberger geleitet, dem Stiftskaplan Dr. Joh. Ev. Müller als Geschäftsführer bzw. Landessekretär zur Seite steht.

In der richtigen Erkenntnis, daß ganz besonders die Jugendfürsorge in den Kriegzeiten nicht ruhen darf, sondern im Gegenteil vermehrte Beachtung fordert, hatte der Landesverband seine Mitglieder zu einer Kriegstagung nach München berufen. Der Krieg bringt der Jugendfürsorge nicht so sehr neue Probleme, als daß er neue Gesichtspunkte bei der Behandlung aller Fürsorgefälle schafft,